

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

№ 47.

Fünfter Jahrgang.

23. November 1861.

Die Römerstraße.

Die Sonne sinkt; die Gluth des Tages schwand.
Auf denn, Geselle, nimm den Stab zur Hand
Und nach dem Mahl, das labend uns erfrischt,
Folg' nun in jenes Waldes Laubgemach
Der Römerstraße Spuren mit mir nach,
Die längst im Saatgesild der Pflug verwischte!

Wir schreiten, komm nur, erst den Fluß entlang,
Dann rechts hinauf des Weinbergs steilen Gang,
Und wieder links, durch den Kartoffelader.
Da schallt schon, horch, der Wipfel dumpf Gebrans,
Als lachten sie ob unserer Hast uns aus:
„Ei, alte Knaben, lauft ihr noch so wacker?“

O kühler Hauch, der sächelnd uns berührt!
Der Pfad, der breit hier durch die Büsche führt,
Wie lockt er an, froh plaudernd fortzuschreiten.
Doch Nicht'ges nur erringt sich mühelos!
Wir müssen durch des Dickichts rauhen Schooß,
Durch Dorn und Disteln uns den Weg erschreiten!

Frisch auf! Hinein in's grüne Blättermeer,
Und setz es sich mit Stacheln auch zur Wehr,
Wir dringen durch! — Und sieh, in Waldesmitten
Wallkühlich hebt das Erbreich sich empor;
Wir sind zur Stelle! — Hier ward Busch und Moor
Vom Straßenzug der Römer einst durchschnitten!

Nun wächst Gestrüpp, ja mächt'ges Bauholz drauf;
Des Gießbachs Wuth zerriß des Damms Lauf,
Den stahlgepanzert einst Legionen traten;
Ihr Heerweg war es! — Grabe nur hinein,
Kings trifft du festen, wohlgefügt'n Stein,
Sie bauten für die Dauer, Rom's Legaten!

Der hier im Busche lag, den Meilenstein,
Den mauerten beim Friedhofsthor sie ein! —
Du sahst ihn wohl! — Und dort bei den drei Buchen
Dort war ein Brunnen! — Sieh noch heut den Strahl
Durch Steingeröll und Trümmer dünn und schmal,
Im Sand versickernd sich den Ausweg suchen!

Vor Jahren fand man eine Inschrift dort —
Sie schleppten in's Museum gleich sie fort —
Die angab, Cajus Flavius Carbo hätte,
Ein alter Kriegsmann, diesen Quell gefaßt
Und Wand'rern, müde von des Tages Last,
Ihn fromm geweiht zur kühlen Ruhestätte.

Auch einer Steinbank Reste, Möhrenblei,
Backsteine, Scherben, Münzen allerlei
Grub Forschergier aus diesem Trümmerhaufen;
Die Quelle aber, die mit hellem Klang
In's Marmorbecken einst hier niedersprang,
Die ließen sie wie vor im Sand verlaufen.

Warum auch sollt' sie nicht? — Kein Fußtritt schallt
Mehr auf der Römerstraße durch den Wald;
Verkehr und Handel nahmen andre Wege.

Wer suchte Labung noch an ihrem Rand,
Als nur der Vogel, zieht er über Land,
Das sähene Reich dort aus dem Wildgehege!

Es geht auf Erden eben Alles hin! —
Ich aber, unweltläufig wie ich bin,
Und mehr dabei in Büchern als im Leben,
Ich sitz' hier oft und koste gern vom Quell,
Der niederträuft vom Steine klar und hell,
Und lasse wirre Träume mich umweben!

Und weißt du, was ich oft schon hier gedacht,
Und was mir immer wiederkehrt mit Nacht,
So oft auf diesen Trümmern ich geseh'n?
Der Dichter denk' ich, deren Liederhall
Erweckt vordem der Herzen Wiederhall,
Und die bis auf den Namen nun vergessen.

Nicht jene Großen, die da Strömen gleich,
Fortrauschen ewig durch der Bildung Reich,
Des Ideals unsterbliche Propheten;
Die mein' ich, die da waren, was wir sind,
Die Ruhm erwarben und auch Ruhm verdient,
Doch, Kinder ihrer Zeit, mit ihr verwehten!

Die, wie der Quell hier, Tausenden vielleicht
Von müden Wand'rern Labung mild gereicht,
So lange Wand'rer noch des Weges kamen,
Und die versiegt, wie hier der Quell im Sand,
Seit andre Ziele Geist und Bildung fand,
Und Zeit und Leben andre Wege nahmen.

Die, wie der Quell hier, bricht auch dünn und schmal
Ans Schutt und Steingeröll nur mehr sein Strahl,
Erquiden könnten heute noch und laben,
Wär' nur zerstört die Römerstraße nicht,
Wär' nur des Waldes Dickicht nicht so dicht,
Wär's anderswo nur leichter nicht zu haben.

Das ist es! Wen die Zeit trägt, reißt sie fort,
Heut geht die Straße hier und morgen dort,
Dort öffnet sie, verschüttet hier die Quellen. —
„Heut grüner Lorber, morgen dürres Laub,
„Heut frische Rose, morgen welker Staub!“
So rauscht es, Zeitenstrom, aus deinen Wellen.

„Leb' heut, streb' heut, stieg' heute“ rauschen sie,
„Was du nicht heute hast, das hast du nie!
„Gebrechen dir des Genius höchste Gaben,
„So brauch', die dir geworden, wie ein Mann,
„Genieße, was dein Streben dir gewann,
„Und frage nicht, was wird, wenn du begraben!“ —

Das ist es, was so oft ich hier gedacht
Am Römerbrunnen, in des Dickichts Nacht;
Hier lernt' ich still mein Haupt dem Schicksal neigen! —
Doch komm nur, — Abend dämmert um uns her,
Und überm Moor walt Nebel grau und schwer —
Komm, laß in's Thal gemach uns niedersteigen! —

Friedrich Kalin.

Die verhängnißvolle Reise.

Aus den Mittheilungen meines Freundes.

Ich stand noch im Alter der Minderjährigkeit, als ich meine Eltern verlor, deren einziges Kind ich gewesen. Sie hatten mir ein beträchtliches Vermögen hinterlassen, so daß ich viele Wünsche, die sich durch Geld befriedigen lassen, zu erfüllen im Stande war. An dem Besitze des Geldes war mir nicht viel gelegen, mein verständiger Vater und meine wohlthätige Mutter hatten mir den Gebrauch desselben stets als Hauptgrundsatz eingeprägt, und ich hatte nun auch einige Lieblingsneigungen, die ich mit Hilfe meines Geldes zu befriedigen gedachte und mit deren Erfüllung ich mir neben der Freude auch den Dank vieler meiner Mitmenschen zu erwerben hoffte.

In dem Dorfe, wo mein großes Landgut gelegen, sollte nämlich eine Schule errichtet werden; allein der Fond, der die Kosten dieses Baues tragen sollte, war zu schwach, um dieselben allein zu übernehmen, und die Gemeinden, denen die Schule zu Statten kommen sollte, waren zu arm, um wirksame Beiträge leisten zu können, es bedurfte daher eines Gönners, der, im Besitze der Mittel, großmüthig den Rest der erforderlichen Summe auf sich nahm, um so das sehr verdienstliche Werk durch seine kräftige Mithilfe zu Stande zu bringen.

Dieser Gönner wollte ich sein, denn schon mein Vater hatte sich mit dem Plane herumgetragen, die Errichtung einer Schule in dem Dorfe zu Stande zu bringen, und ich freute mich herzlich, diesen Plan in Ausführung bringen zu können. Unvermuthet stieß ich aber auf Hindernisse.

Mein Vormund wußte gegen dieses Vorhaben bald dieses bald jenes einzuwenden, mißbilligte es endlich ganz und schlug mir die gebetene Einwilligung zur Klüßigmachung der benötigten Summe rund ab.

Dieser Widerstand reizte meinen Zorn und verletzte meine Eitelkeit; zum ersten Male in meinem Leben regte sich der Stolz auf meinen Reichtum in mir und ich antwortete trotzig: „Wenn ich auch noch minorenn bin, so wäre ich doch schon im Stande, mein Verhältniß selbstständig zu verwalten zu können, und es gibt Gottlob noch Wege, um die Großjährigkeits-Erklärung noch vor Erreichung des festgesetzten Alters zu erlangen.“

Der Vormund war ein kalter, besonnener Mann, dessen Gefinnungen man nie aus seinem Gesichte errathen konnte; auch diesmal veränderte er seine Züge nicht, sondern zuckte bloß, wie bedauernd, die Achseln und schwieg. Ich aber stürmte unwillig zur Thüre hinaus.

Als wir Mittags wieder zusammen kamen, wurde mit keinem Worte dieses Gegenstandes erwähnt; der Vormund brachte aber ein anderes Thema zur Sprache, das mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Ich hatte nämlich schon einige Male das Verlangen geäußert, London zu sehen. Der Vormund, der mir versprochen, mich dahin zu führen, war aber bisher stets durch Geschäfte daran verhindert gewesen;

nun erklärte er mir, er sei bereit, binnen acht Tagen in meiner Gesellschaft die bewußte Reise anzutreten.

Ich war in der That erfreut und mit dem Manne ganz wieder ausgesöhnt. Mit seinem Vorschlage schnell einverstanden, wurde die ganze Woche mit Vorbereitungen zu der großen Reise zugebracht.

Am Morgen des siebenten Tages bestiegen wir endlich den Postwagen und lustig ging es in die Welt hinaus. Es war im Monate Mai und ich versprach mir von dem Sommermonate in der That viel Sonne.

Menschliche Pläne, auf wie schwankendem Grunde ruht ihr oft!

Wir beschloßen, am ersten Tage kein Nachtlager zu nehmen, um möglichst bald die Landesgrenze zu erreichen. Ich ließ mich daher, nachdem wir auf der Abendstation unser Souper eingenommen hatten, von dem Rütteln des Wagens in einen festen Schlaf einwiegen, der mich mit kleinen Unterbrechungen bis zum Morgen umfassen hielt. Es war heller Tag, als der Wagen still hielt; die Vögel sangen lustig, und eben stieg die Sonne majestätisch hinter den Bergen hervor. Wir befanden uns in einer einsamen Gegend vor einem großen zweistöckigen Gebäude, an das ein weitläufiger Garten stieß, der mit einer hohen Mauer umgeben war.

„Wo sind wir?“ fragte ich, noch schlaftrunken mir die Augen reibend.

„Bei einem guten Bekannten von mir, wo wir ein Frühstück einnehmen werden,“ war die Antwort, und vom Sigen ganz lahm, ließ ich mich von dem Vormunde unter den Arm nehmen und durch das große Eingangsthor über einen kurzen Hof führen, wo wir bei einer kleinen Thüre stehen blieben, die uns eine Art Pfortner öffnete, der uns durch sein Fenster bereits gesehen hatte.

„Der Herr des Hauses schläft wahrscheinlich noch?“ fragte der Vormund.

„O nein,“ erwiderte der Diener, „er erwartet die Herren schon, da Sie für diese Stunde sich angemeldet haben, ich bitte, mir zu folgen.“

„Schön,“ versetzte der Vormund, „das nenn' ich Aufmerksamkeit.“

Wir schritten schweigend die Treppe hinan und im ersten Stocke blieb der Diener stehen, auf eine Thüre deutend, worauf er sich wieder entfernte. Wir traten ein.

Ein ällicher Herr kam uns entgegen, den ich seinem Aussehen nach für einen hohen Fünßziger schätzte. Das Gesicht zeigte scharf markirte Züge, der Kopf war zum großen Theile kahl, der Körperbau groß und kräftig. Ein stehender Blick fiel durch die schwarz eingefassten Augengläser auf mich, der mich ganz eigenthümlich berührte.

„Ach! Herr N.,“ begann er vertraulich, Sie sind pünktlich.“

„Und Sie gastfreundlich. Dieß der Herr von dem ich Ihnen geschrieben.“

„Dreut mich, seien Sie willkommen. Ich bitte, sich in das Nebenzimmer zu begeben und sich daselbst ganz nach Ihrer Bequemlichkeit zu bedienen. Inzwischen wird das

Frühstück fertig, und wir wollen dann recht viel mit einander plaudern.“

Er geleitete mich zu dem anstoßenden wohl eingerichteten Zimmer, das er mit einer Verbeugung hinter mir schloß.

Ich machte mir es hier bequem und streckte meine Glieder behaglich auf einem weichen Ruhebetto aus, während meine Gedanken bei dem Ziele unserer Reise verweilten. Nachdem ich eine Weile geruht, trat ich zum Fenster, das in den Garten hinausging.

Es war ein sehr freundlicher Raum, der in seinen Anpflanzungen die größte Mannigfaltigkeit zur Schau trug. Einzelne Bäume waren gerade im Blühen, das frische saftige Grün, und die mit Blumen besetzten Beete erquickten meine Augen angenehm. Es war ein Obst-, Blumen- und Biergarten. Er war sorgfältig bearbeitet. Kieswege führten zwischen den Baumreihen und Beeten in anmuthiges Gebüsch.

Aus meinen Betrachtungen weckte mich das Knarren einer Thüre, entgegengesetzt derjenigen, durch die ich eingetreten. Ein Mann, dem Aussehen nach ein Diener, hatte sie geöffnet.

„Ich bitte zum Frühstück.“

Ich folgte ihm. Er trat auf den Gang und führte mich zu einer kleinen Thüre, die er öffnete und mich erwartete. Ich folgte ihm und trat ein. Zuvor aber hatte ich auf diesem Gange mehr dergleichen Thüren bemerkt, über deren jeder eine Nummer befindlich. Kaum war ich herein, als mein Führer rasch die Thüre zuzog und mit einem Schlüssel absperrete.

Betroffen sah ich mich um. Es war ein kleines Stübchen, dessen einziges Fenster mit einem eisernen Gitter versehen war. Die Einrichtung war höchst einfach, bloß auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt. Auf einem Tische stand ein beinerner Becher mit Milch, neben welchem eine Semmel lag.

(Fortsetzung folgt.)

Kulturhistorisches über die alten Slaven in Krain.

Von Leopold Kordeck.

Bevor wir dem Titel dieses Artikels entsprechen, erlauben wir uns, Einiges über das hohe Alter Illyriens selbst, zu dem unser Krain gehört, anzuführen. Alle Meinungen alter, glaubwürdiger Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß der Name „Illyrier“ bis in die graueste Fabelzeit des europäischen Alterthums zurückreicht und daß es sicher eher Illyrier als Römer gab, ja vielleicht eher, als es selbst Griechen gegeben. Wenige Länder können sich daher eines so alten Namens rühmen, als Illyrien.

Bereits zu den Zeiten des Phöniciers Cadmus, des Erbauers von Theben, beiläufig 1450 vor Christi Geburt, soll der Name Illyrien schon vorkommen, so behaupten viele gelehrte Chronisten. Nach ihrer Meinung soll eben dieser Phönicier den Illyriern in einem ihrer Kriege Hilsstruppen

zugeführt und deshalb sich sogar die Herrschaft über sie erlangen haben, worauf er, wie nach Theben, auch nach Illyrien Handel und Schifffahrt brachte. Einer von Cadmus Söhnen hieß Illyricus.

Eine lange Abhandlung über die verschiedenen Ansichten und Meinungen der alten Geschichtschreiber hinsichtlich des Alters von Illyrien und des Ursprunges dieses Namens ist mit diesem Aufsatze nicht leicht vereinbarlich, sie würde zu weit führen und den freundlichen Leser ermüden. Wir wollen hier ganz kurz nur die Behauptungen zweier dieser alten Historiographen über diesen Punkt kommentieren.

Der Eine, Namens Appianus von Alexandrien, ein Schriftsteller, dessen Lebenszeit in die letzte Hälfte des ersten und zu Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt fällt, leitet die Illyrier aus Sizilien und zwar von Illyricus, einem der drei Söhne des Riesen Polyphemus ab. Dieser Illyricus soll nämlich aus seinem Vaterlande Sizilien mit seinen zwei Brüdern Cellus und Galla ausgewandert und Stammvater der Illyrier geworden sein, so wie seine Brüder Stammhäupter der Celten und Gallier wurden. Diese Illyrier waren ein kriegerisches, sehr tapferes Volk. Sie kämpften oft und rühmlich gegen Römer und Macedonier. Ihre Wohnsitze erstreckten sich nach Appians Behauptung und nach andern Autoren von der heutigen türkischen Provinz Romanien (einst Thracien) bis an die Donau und über das heutige Krain.

Der zweite Geschichtschreiber, der gelehrte Dalmatiner Lucius behauptet hingegen, Illyrien habe seinen Namen von Ilurns entlehnt, einem kleinen Flusse in Dalmatien, gegenwärtig Bentina genannt, der bei Almissa, der Insel Vessina schräg gegenüber, ins Meer fällt. Wir sind eher geneigt, der Meinung des Appianus beizutreten und bemerken nur noch, daß Illyrier und Seefahrer an der dalmatinischen Küste fast gleichbedeutend waren und daß selbst das adriatische Meer in der Vorzeit des illyrischen Meer hieß.

Wir übergehen nun zu jenem Stamme, der später, von der Donau her, nach den südlichen Ländern gezogen, über Krain und andere illyrische Provinzen sich ausbreitete, nämlich zu den Slaven. Wer die Geschichte eines Volkes studiert, muß auf die Tracht desselben sein besonderes Augenmerk richten. Nicht leicht wird man in den Trachten eines Landes eine so große und auffallende Verschiedenheit finden, als dieses noch vor wenigen Jahren in unserem kleinen Vaterlande Krain der Fall war und noch ist. In dem sechsten Jahrgange der einzigen Zeitschrift „Carniolia“ finden sich diese Trachten durch zwölf Doppelbilder veranschaulicht und sorgfältig beschrieben. Hier aber wollen wir die Trachten unserer Ureltern zu schildern suchen und sie den Freunden des Slaventhums vorführen.

Zu der Zeit, als die Wanderungen der Slavenstämme begannen, war auch die Kleidung derselben der Einfachheit und dem damaligen Zustande ihrer Bildung angemessen. Die ersten Slaven, die von der Donau her nach Illyrien kamen,

waren am Oberleibe noch mit unbearbeiteten Thierhäuten bekleidet. Die Bedeckung des Unterleibes kann nicht bestimmt angegeben werden, doch dürfte ein weites, togaähnliches, bis an die Fersen reichendes Gewand aus Leinwand dieselbe ausgemacht haben. In der Schlacht warfen die kriegerischen Slaven zur besseren Behendigkeit die Oberleibsbekleidung gänzlich weg und erschienen sonach bis auf die Hüfte nackt, woraus zu vermuthen ist, daß das Hemdtragen trotzdem, daß sie in der Kunst des Webens bewandert waren, erst in späterer Zeit aufgefunden sein mochte.

Die oben erwähnte Thierhaut wurde zuerst von einem Mantel (plajš), der von den Schultern bis an die Waden reichte, verdrängt. Später gab man dieser Art Bekleidung Ärmel, machte sie enger und bildete sogestaltig einen Rock (suknja) daraus. Die Weste oder das Leibell, welches bei dem gemeinen Manne in Krain erst seit einigen Dezennien mehr in Schwung kommt und hie und da noch gänzlich entbehrt wird, lernten die alten Slaven erst später kennen. Die Weinkleider der vormaligen Krainer waren einst sehr weit, wie man solche noch heute im benachbarten Kroatien sieht, und bestanden aus grobem, leinenen Zeuge. Man nannte sie Hala, daher hlače (Hosen). Die Kopfbedeckung bestand aus einer Mütze, die sie klobuk nannten, welches Wort aber gegenwärtig in den meisten slavischen Mundarten einen Hut bezeichnet. Man sieht zwar noch jetzt häufig Mützen, allein in Unter- und Oberkrain sind diese von so verschiedener Gestalt, daß die Eigenthümlichkeit der Alten darin verloren gegangen ist, die ohne Zweifel hoch, etwa nach Art der heutigen Dalmatinermützen gewesen sein müssen. Ihre Fußbekleidung hieß črev, daher das heutige čevel, auch črevcl, und wird wohl den jetzigen sogenannten Dpanken der Kroaten, bestehend aus dicken Sohlen, oben mit Riemen nach orientalischer Art bis an den Knöchel zusammengeschürt, nicht unähnlich gewesen sein. Stiefel und Strümpfe kannten sie nicht; auch wären ihnen erstere bei ihren langen Weinkleidern nicht zweckdienlich gewesen.

Die Bekleidung der Frauen dürfte in der ältesten Zeit von jener der Männer fast gar nicht zu unterscheiden gewesen sein, bis sie erst nach und nach von der männlichen abzuweichen begann. Zur Bedeckung der Brust diente ihnen wahrscheinlich ein grobes Halstuch oder Saum, welches sie rubača nannten. Noch heutigen Tages ist bei allen Slavinnen das Gesäumte und Gesfaltete sehr beliebt, und besonders von Oberkrainerinnen, vorzugsweise aber den Wocheinerinnen eigen, Alles in zierliche kleine Falten zu legen. Das kurze Hemd (ošpetelj) und der Kittel (mezlanka, von mezza lana, ein Zeug, halb Wolle, halb Linnen), besonders ersteres, wird am Arm und auf der Brust in unzählige kleine Falten gelegt, was ein sehr gefälliges Aussehen gewinnt und gut läßt. Der verehrte Geschichtschreiber Krains, Anton Linhart ist der Ansicht, daß jenes ursprüngliche Halstuch bei den Weibern später wahrscheinlich in ein kurzes Hemd übergieng. Auf dem Kopfe trugen sie eine Art

Haube oder Kopftuch, welches čepac hieß. Unsere heutigen Krainerinnen lieben ein weißes, mouffelinenes Haupttuch und nennen es peča. Man vermuthet, daß hier die Konsonanten verwechselt wurden, und daß es čepa, von der originellen Kopfbedeckung der Slavinnen heißen sollte. Neben der peča sind noch jetzt Hauben verschiedener Art im Gebrauch, von denen sich die sogenannte zavijača der Oberkrainerinnen durch eigenthümliche Einfachheit und Zweckmäßigkeit auszeichnet.

So wie bei den meisten Völkern sich die Mädchen gewöhnlich durch etwas in der Kleidung von den Frauen unterscheiden, so auch hier. Der Unterschied bestand in dem Kopfschmuck. Die jungen Krainerinnen der Vorzeit hatten einen schwarzsammetnen, drei bis vier Finger breiten Kranz (šapel) rückwärts mit Blittergold aufgezogen. Zur besonderen Zierde gehörten glimmernde Häkchen auf der Brust und ein mit Messing, Zinn oder auch mit Silberdraht beschlagener, lederner Gürtel (pas), den man in Oberkrain hie und da noch antrifft. Die Haare flochten sie in zwei Zöpfe (kile) und wanden sie um einen messingenen Reif, an der Stirne mit einem Sammetband befestiget, zu einem Kranze. Bei besonderem Puge wurden die Zöpfe fliegend getragen, was man noch heutigen Tages in Oberkrain in mehreren Gegenden sieht. Es versteht sich von selbst, daß die letztbeschriebenen Trachten der Weiber und Mädchen mehr einer neuern Periode angehören, wie solche sich stufenweise herabgebildet und zum Theile noch in der gegenwärtigen Zeit fortbestehen.

(Schluß folgt.)

Ein interessanter Fund.

Der Bewohner einer schlesischen Stadt unweit Breslau hat jüngst unter alten Papieren, die seit langen Jahren aufbewahrt wurden, einen Fund gemacht, der wohl dazu angethan ist, das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen. Es besteht der Fund nämlich aus einer Anzahl von mehr als 270 Briefen und Erlässen Friedrichs des Großen an die damals, schlesische Regimenter kommandirenden Generalmajore, spätern Generallieutenants v. Vork und v. Schulze. Die Briefe sind indirekt aus den Händen der Nachkommen der letztern an den gegenwärtigen Besitzer gelangt, daher an der Echtheit gar kein Zweifel entstehen kann. Die Briefe sind aus der Zeit von 1740 bis in die Mitte der 1750er Jahre datirt, scheinen den Cabinetssekretären durch den großen König in die Feder diktiert zu sein, und tragen sämtlich die eigenhändige Unterschrift Friedrichs II. Der Inhalt der Briefe ist höchst mannigfaltig, und wirft interessante Streiflichter auf den Charakter der Zeit und der damaligen Zeitgenossen.